

„BODEN UNTER DEN FÜSSEN“

Vom Sinn des Reisens

Viele Jahre schon unternahme ich mehrwöchige Reisen zu Fuß. Was ich dabei suche, ist Begegnung mit dem Anderen, dem Fremden. Das ist für mich der eigentliche Sinn des Reisens. Die jährliche Massenflucht an die sonnensicheren Badestrände, der all inclusive-Urlaub im Ferienclub, selbst der Besichtigungstourismus unserer Großstädte hat mit diesem ursprünglichen Sinn des Reisens oft ziemlich wenig zu tun. Wirkliche Begegnung ist ja immer ein wechselseitiges Geschehen, ein Geben und Empfangen auf beiden Seiten. Und das erlebt der Fußreisende wie kein anderer – praktisch auf Schritt und Tritt: Vom Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel vielleicht abgesehen, begegnet der motorisiert Reisende dem bereisten Land bestenfalls an den Endpunkten seiner Fahrten. Selbst der Radfahrer zieht in der Regel zu rasch vorüber. Nur der Wanderer ist langsam genug, um unterwegs zu grüßen und begrüßt zu werden. Und damit fängt jede Begegnung an. Oft habe ich erlebt, dass meinem bloßen Gruß ein aufmunterndes Wort, eine Frage nach dem Woher und Wohin, eine Einladung zum Rasten und Verweilen gefolgt ist: in Gebirgsdörfern, auf einsamen Gehöften, an Gartenzäunen. Meine bloße Bitte um Wasser wurde oft mit Wein, Brot und Käse beantwortet. Meine einfache Frage nach dem Weiterweg mündete nicht selten in regelrechte Erzählrunden, zu denen das halbe Dorf neugierig zusammenlief. Und hin und wieder nötigte man mich geradezu, über Nacht zu bleiben: heilige Pflicht der Gastfreundschaft.

Ich sammle bei dieser Art des Reisens vielleicht nicht so viele „Sehenswürdigkeiten“ wie andere. Ich muss oft auf Komfort verzichten. Aber niemand begegnet einem Land und seinen Menschen wirklicher und aufrichtiger, als wer sich ihm zu Fuß nähert.

Von der Gefährlichkeit des Wanderers

Selten aber doch habe ich neben wunderbaren Zeichen der Gastfreundschaft auch das erlebt auf meinen großen Wanderungen: dass man mir schon von weitem anzeigte, ich möge nur ja einen weiten Bogen um das Haus herum machen. Manchmal verschwanden Menschen bei meinem Herannahen und versperrten das Hoftor oder zeigten mir auf meinen Gruß hin demonstrativ den Rücken.

Es gibt offenbar noch immer eine Grundangst der Sesshaften vor dem Nomaden.

Ich kann das gut verstehen. Denn zumindest der freiwillig Wandernde stellt schon durch seine bloße Existenz das Leben des Sesshaften in Frage – und alles, was ihm heilig ist: die Bindung an Haus und Besitz, die vielen Dinge, mit deren Hilfe er sich sein Leben praktisch und behaglich eingerichtet hat, für die er aber auch viele Opfer bringt. Es beunruhigt den Sesshaften, dass der Wanderer davon offenbar nur einen Bruchteil benötigt, den er kompakt in seinem „Schneckenhaus“, dem Rucksack, mit sich führt. Einer Kultur des festen Besitzes an Boden und Gütern, zumal einer Kultur, in der Sicherheit, klare Ordnungen, aber auch Komfort und Gemütlichkeit hohe Werte darstellen – einer solchen Kultur *muss* die Existenzweise des Wanderers als subversiv gelten. Der Wanderer „unterwandert“ gleichsam alle stabilen Ordnungen, alle fest in Recht und Tradition verankerten Verhältnisse.

Ich frage mich deshalb oft, ob die Amtsträger unserer Kirche wirklich froh sind über den aktuellen Pilger-Boom, ob sie wirklich wollen, was sie da u.U. sogar noch fördern? Aber grundsätzlich müssen sich alle kirchlichen Gemeinschaften immer wieder diese kritische Frage stellen: Wollen wir wirklich sein, was kirchliche Dokumente uns zuschreiben: ein *wanderndes* Gottesvolk auf Erden?

Vom Gott der Bibel

Im Rückblick auf viele große Wanderungen kann ich sagen, dass sie Spuren hinterlassen haben an mir selbst: Mir ist eine gewisse Lust daran zu Eigen geworden, auch in meinem beruflichen und privaten Leben immer wieder neue Ziele zu erwählen oder mich von anderen damit herausfordern zu lassen. Gewiss wurde auch die Beharrlichkeit gestärkt, mit der ich diese Ziele dann auch durch Durststrecken hindurch und gegen Widerstände verfolge, außerdem die Fähigkeit, Stille und das Alleinsein mit mir selbst auszuhalten, um mich dann umso dankbarer über Freunde und Weggefährten zu freuen.

Vor allem aber merke ich, dass sich mein Glaube und mein Gottesbild grundlegend gewandelt haben: Mir ist jeder Dogmatismus fremd geworden, der meint, einen festgeformten, normierten Glaubensschatz verwalten zu können, jedes allzu selbstsichere Bescheidwissen über Gott und die Welt, und auch jedes ängstliche Festhalten an noch so ehemals erfolgreichen und lieb gewordenen Traditionen, selbst wenn diese keine ausreichende Nahrung mehr bieten. Ich habe für mich den immer wieder neu zu suchenden und stets anderen, den ewig lebendigen und niemals ganz erfassbaren Gott der Bibel wiederentdeckt, der ursprünglich ja auch „ein Gott von Nomaden“ war. Ich glaube, ich habe begriffen, was der Begründer der Universitätsseelsorge in Österreich, Karl Strobl, einmal formuliert hat: „Die Grundgebärde des Glaubens ist der Aufbruch.“

Von der Gegenwart Gottes

Wäre Gehen gesundheitsschädlich, müsste man mich wohl für „geh-süchtig“ erklären. Aber das Gegenteil ist der Fall: Gehen ist eine Therapie für Leib und Seele. Bei Kummer jeglicher Art, vor schweren Entscheidungen oder unangenehmen Aufgaben – nach einem Spaziergang „geht es wieder“ und tun sich neue Wege auf.

Ich habe mich oft nach der Ursache dieser heilsamen Wirkung gefragt. Gehirnforscher machen die Ausschüttung von „Glückshormonen“ oder irgendwelche „alpha-Wellen“ dafür verantwortlich, verursacht durch anhaltend gleichmäßige Bewegung. Davon weiß ich nichts. Ich weiß nur, was ich beim Gehen besonders intensiv wahrnehme: den Kontakt mit dem Boden. Er ist immer da. Egal, über welches Gelände ich gerade gehe – der Boden unter meinen Füßen vermittelt mir die Gewissheit einer ewigen, unverrückbaren Gegenwart. Manchmal achte ich beim Gehen minuten- und sogar stundenlang auf nichts anderes als darauf, wie meine Sohlen den Boden berühren, wie sie sich von ihm abstoßen, wie sie erneut Halt finden.

Für mich ist der „Boden unter den Füßen“ zur treffendsten Metapher für die Gegenwart Gottes in dieser Welt geworden: Sein urbiblischer Name ist ja „Ich bin da.“ Er ist ewige Gegenwart, immer da – wie der Boden unter meinen Füßen. Selbst wenn ich stolpere und hin falle – schuld daran ist niemals der Boden, der mich etwa nicht trüge; schuld daran ist höchstens meine fehlende Aufmerksamkeit für den Boden oder eine falsche Überheblichkeit, in der ich dem Boden einen Schritt aufzuzwingen versuche, den er nicht gewährt. Selbst für den Sturz eines Bergsteigers gilt: Er geht nie ins Leere. Es ist immer ein Boden da, der ihn fängt und hält – mitunter ein letztes Mal: für immer.

Dr. Markus Schlagnitweit, geb. 1962, Theologe und Sozialwissenschaftler, Priester der Diözese Linz, ist seit 1997 Hochschulseelsorger in Linz und seit 2005 zusätzlich Direktor der Kath. Sozialakademie Österreichs (ksoe) in Wien.

Neben musischen Aktivitäten als Sänger, Flötist und Schauspieler findet er den nötigen Ausgleich zu seinen beruflichen Herausforderungen v.a. beim Gehen – das ganze Jahr über und in vielfältigen Formen: von Spaziergängen und Bergwanderungen angefangen bis hin zu Hochalpinismus und mehrwöchigen Fußmärschen, die ihn schon durch zahlreiche Länder Europas geführt haben: Skandinavien, England, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ... 2004/05 beschritt er als Erster den neu angelegten „Marienpilgerweg“ von Tschenstochau in Polen über die Slowakei bis nach Mariazell in seiner Gesamtlänge und verfasste dazu einen Pilger- und Wanderführer. (R. WURST / M. SCHLAGNITWEIT, Auf dem Marienpilgerweg, Innsbruck-Wien (Tyrolia) 2006.) Seine heurige Sommerreise führt ihn durch die vielfältige, bei uns aber noch weitgehend unbekanntes Bergwelt Süd-Bulgariens. (Weitere Informationen: www.schlagnitweit.at.tf)

Wanderer, deine Spuren sind
der Weg, und sonst nichts;
Wanderer, es gibt keinen Weg,
der Weg entsteht im Gehen.
Im Gehen entsteht der Weg,
und wenn man den Blick zurückwirft,
sieht man den Pfad, den man
nie wieder betreten wird.
Wanderer, es gibt keinen Weg,
nur Kielwasser im Meer.

(Antonio Machado / Übers.: Verena Messner)